**Abonnementspreis**
mit der wöchentlich zweimal erscheinenden Unterhaltungs-Beilage „Nach der Arbeit" einschl. Bringerlohn 60 Pf., bei Selbstabholung in den Ausgabestellen 60 Pf. pro Monat. Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste 6682) pro Vierteljahr M. 2.70. Unter Kreuzband für Deutschland und Oesterreich-Ungarn 3 M., für das übrige Ausland 7 M. pro Vierteljahr.

**Redaktion**
Zwingerstraße 22, part.
Sprechstunde
nur Donnerstags von 12 bis 1 Uhr.
Telephon: Amt I, Nr. 1709.

Telegramm-Adresse:
„Arbeiterzeitung Dresden."

# Sächsische Arbeiter-Zeitung

Organ zur Wahrung der Interessen der Arbeiterklasse.

**Inserate**
werden die 6 gespaltene Petitzeile oder deren Raum mit 20 Pf. berechnet und bei mehrmaliger Einrückung entsprechender Rabatt gewährt. Vereinsanzeigen 15 Pf. Inserate müssen bis spätestens halb 10 Uhr früh in der Expedition abgegeben sein und sind im voraus zu bezahlen.

Expedition:
Zwingerstraße 22, part.
Geöffnet von morgens 8 bis abends halb 8 Uhr.
Telephon: Amt I, Nr. 1709.

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage.

Nr. 240. | Dresden, Donnerstag den 16. Oktober 1902. | 13. Jahrg.

## Eine unterbrochene Debatte.

Immer und immer wieder wurde in der Debatte über die sozialdemokratische Anfrage, was die Reichsregierung gegen die grauenvolle Arbeitslosigkeit zu thun gedenke, die bevorstehende Zollschlacht erwähnt. Herr Bachem vom Zentrum, Liebers fanatischer Nachfolger, über den wir an anderer Stelle noch ein Wörtchen sagen werden, sprach dabei den denkwürdigen Satz aus: „Nichts ist für die Arbeiter jetzt so wichtig, wie die Verabschiedung des Zolltarifs." Jawohl — Verabschiedung auf Nimmerwiedersehen! Für das stockende deutsche Wirtschaftsleben muß Luft geschafft werden, unsere Industrie muß ihre Absatzmärkte offen finden, die Kaufkraft des Proletariats muß mit allen Mitteln erhöht werden; dann wird auch die Arbeitslosigkeit gewiß wieder auf ihr „normales" Maß zurückgehen. Aber dazu ist nötig, daß der Wuchertarif fällt, daß wir uns in die Grube befördern. Jetzt lasten die Sorgen um die zollpolitische Zukunft unseres Landes wie ein Alp auf den Gewerben; niemand wagt, weitschichtige Dispositionen zu treffen und sich auf lange Zeit hinaus zu engagieren; und niemand kann das wagen. Der Fabrikant, der Händler, die mit einer bestimmten Kapitalgröße ihre Geschäfte betreiben müssen, riskieren unter Umständen den Verlust ihrer ganzen Habe, wenn sie die Gefahr, daß Deutschland durch der agrarischen Raffgier in einen Zollkrieg gestürzt wird, in ihren Plänen nicht mit in Rechnung stellen. Bei der heutigen Art der Wirtschaft bedeutet aber die Zurückhaltung des Kapitals von neuen Unternehmungen Arbeitslosigkeit für die Arbeiter; diese wiederum Verminderung des Konsums, erneute Stockung des Absatzes — und so fort in einem unseligen Kreislauf.

Insofern sind die Arbeiter also in der That an der „Verabschiedung" des Zolltarifs außerordentlich interessiert. Sie haben das in Millionenproteſten, in zahllosen Versammlungen, in ihrer Presse und auf ihren Parteitagen wahrhaftig auch deutlich genug dargethan. Aber wir sind doch mit dem Vertreter der sozialdemokratischen Partei im Geschäftsordnungsausschuß, dem Genossen Singer, durchaus darin einverstanden, daß der Reichstag die endlos verzögerte Interpellation über die Frage der Arbeitslosigkeit erst hätte zu Ende führen müssen, ehe er sich der Sisyphusarbeit am Wuchertarif zuwenden durfte. Präsident Graf Ballestrem lehnte einen darauf abzielenden Antrag der Sozialdemokraten, unter der Zustimmung der Reichstagsmehrheit, mit dem recht wohlfeilen Bemerken ab, ein formaler Abschluß sei nach der Geschäftsordnung nicht zu verlangen und über den Gegenstand selbst könne man vierzehn Tage lang reden. Der erste Teil dieser Aeußerung ist irrtümlich, denn die Debatte kann jederzeit auf Antrag geschlossen werden, der zweite aber giebt uns das Recht zu der Replik: warum soll sich denn der Reichstag nicht „vierzehn Tage" mit der Arbeitslosigkeit beschäftigen? Vielleicht wäre das sogar sehr gut, wenn es einmal geschähe, denn über kein Problem der kapitalistischen Wirtschaftsordnung herrschen in den Kreisen der Bourgeoisie unsinnigere Anschauungen, als gerade über die Arbeitslosigkeit. Der Normalphilister ist durchaus und jederzeit davon überzeugt, daß Arbeitslosigkeit nur selbstverschuldet sein kann. Wer arbeiten will, so meint er, der finde auch immer Arbeit; und wenn man sich mit ihm in eine aussichtslose Diskussion einläßt, dann hat er immer sein berühmtes Beispiel an der Hand, daß der Arbeiter X oder Y eine ihm angebotene Beschäftigung abgelehnt habe. Man könnte fast verzweifeln, wenn man weiß, wie verbreitet diese Philisterweisheit ist!

Die Arbeitslosigkeit ist ein notwendiges Ergebnis der kapitalistischen Wirtschaftsordnung. Aber das entbehrt auch die heutige Gesellschaft und ihre politische Organisation, den Staat, nicht der Verpflichtung, für die Opfer dieser Zustände Sorge zu tragen. Deshalb müssen die Vertreter der Arbeiterschaft schreien, schreien und nochmals schreien, bis etwas geschieht. Sie haben dazu um so mehr Berechtigung, als die Arbeiter selbst schon Erhebliches aus eigenen Kräften zur Milderung des Elends gethan haben.

Die Diskussion, die die Reichstagsmehrheit am Mittwoch auf den St. Nimmerleinstag zu verschieben gedachte, wird deshalb natürlich nicht abgethan sein; nun wird sie einfach in einer anderen Form bei der Besprechung des Wuchertarifs wieder aufleben. Uns kann das schließlich auch recht sein. Wir kleben nicht an der Form, uns und den Arbeitern draußen im Lande kommt es auf die Sache an. Geschenkt wird den Brotwucherern und ihren Helfershelfern ganz gewiß nichts. Darauf können sie sich verlassen.

## Politische Uebersicht.

### Herr Bachem.

Noch lebte der Meister des Eiertanzes, der aalglatte und ölige Lieber, als schon Herr Bachem aus Köln vorausschauend begann, ihm die Leitung des Zentrums aus der Hand zu nehmen. Gegen den mit allen Wassern gewaschenen und ungewöhnlich schlauen Windthorst war schon Lieber ein Waisenknabe gewesen; aber den Herrn Bachem aus Köln überragte er an Intelligenz, parlamentarischer Sicherheit und Anstand noch um mehr als Haupteslänge. Denn dieser Mann besitzt nur eins: einen fatalen Fanatismus, eine eiserne Stirn. Damit bestreitet er die Unkosten seiner parlamentarischen Thätigkeit, wie auch der Abschluß der Verhandlungen des Reichstags an diesem Mittwoch bewiesen hat.

Jedermann erinnert sich noch der großen Sozialistenschlacht, in der Herr Bachem an Bebel die vorlaute Frage richtete, was man denn ihm im Zukunftsstaate für eine Thätigkeit zuweisen werde. „Sie werden Blechschmied!" — tönte es scharf und schneidig von den Lippen unseres Führers zurück. Der Name „Blechschmied" ist an dem Herrn hängen geblieben und wird ihm bis ans Ende seiner Tage anhaften. Aber er erscheint doch zu gutmütig gewählt, zu sehr mit Bonhomie ausgesucht. Gegen diesen Gegner sind ganz andere Bezeichnungen eher am Platze. Er gehört zu den Leuten, die eine solche Anschuldigung auch dann nicht zurückzunehmen die Gewogenheit haben, wenn ihnen die Unwahrheit ihrer Bemerkung schlagend dargethan worden ist. Nach der Zentrumsmoral mag das angebracht sein; die Fachgenossen des Advokaten Bachem mögen darin eine advokatorische Feinheit sehen: nach landläufigen Begriffen aber ist das eine nicht zu überbietende Un — feinheit! Es war eines der gewöhnlichen Mittel der niedrigsten Demagogie, als Herr Bachem unseren in der Zollkommission thätig gewesenen Genossen vorwarf, sie hätten gewisse kostspielige Speisen, wie Austern, Hummern, Champignons usw., mit Zollbelastung verschonen wollen. Herr Bachem aus Köln verband mit diesem Denunziationchen natürlich die Absicht, die Hetzkapläne draußen im Lande sollten die Legende weiter ausbauen, sollten den Arbeitern weismachen, Stadthagen, Molkenbuhr und wer sonst noch von uns allnachtagaus tagein schlemmende Austern, Kaviar und Hummern und wollten ihren eigenen Konsum nicht verteuern lassen. Die von den „Arbeiterzeitschen prassenden Agitatoren" sollten jetzt bei den Zollwucherdebatten wieder einmal in bengalischer Beleuchtung gezeigt werden. Die Brotwucherer des Zentrums wollten den gerechten Zorn der Darbenden mit dem Rufe „Haltet den Dieb!" von sich ablenken.

Aber damit hat Herr Bachem kein Glück. Seine schäbige Denunziation würde noch nicht das geringste gegen die angegriffenen Sozialdemokraten beweisen, wenn diese gethan hätten, was er ihnen nachredete. Aber sie haben das auch gar nicht gethan. Molkenbuhr und Stadthagen haben klipp und klar dargethan, daß die Aeußerungen Bachems unrichtig sind. Es ist ihnen gar nicht eingefallen, die Luxuspostenen der oberen Zehntausend mit Zöllen zu verschonen. Aber Herr Bachem windet sich um das Geständnis seiner Niederlage herum! Er findet nicht den Mut, den Fehler einzugestehen, denn — „es bleibt ja immer etwas hängen!"

Nun, mit dem Herrn und seinen Kreuzzügen wird in der Zolldebatte noch abgerechnet werden. Es sollen ihm die Ohren klingen, diesem Herrn Bachem.

### Zwischen Leben und Sterben.

Wien, 15. Oktober 1902.

-th- Morgen tritt das österreichische Parlament zusammen; es wird die Session eröffnet, in der das Haus über den Ausgleich und den neuen Zolltarif entscheiden soll, in der also seine Arbeitsfähigkeit den schwersten Proben ausgesetzt sein wird. Aber mit eben dieser Arbeitsfähigkeit ist es sehr übel bestellt. Als vor einigen Wochen Herr v. Körber mit der ungarischen Regierung über den Ausgleich und den Zolltarif gerade am eifrigsten verhandelte — die Verhandlungen sind ja bis zum heutigen Tage nicht zum endgültigen Abschluß gebracht —, da traten die Jungtschechen plötzlich mit der Forderung hervor, ihre nationalen Wünsche, die Einführung der inneren tschechischen Amtssprache und die Gründung einer tschechischen Universität in Mähren, müßten zunächst bewilligt werden, ehe sie zugeben würden, daß im Parlamente über den Ausgleich verhandelt werde.

In dem Augenblicke, als die beiden Regierungen im Kampf um die Ausgleichsbedingungen die Kräfte maßen, fielen die Jungtschechen den österreichischen Unterhändlern in den Rücken. Es ist dem zum Teil wohl auch zuzuschreiben, daß die Verhandlungen zunächst ergebnislos verliefen. Wenn man nämlich den Gerüchten trauen darf — etwas Gewisses hat man ja nicht erfahren —, so schieden Szell und Körber darum in Uneinigkeit, weil der ungarische Ministerpräsident, namentlich mit Bezug auf die tschechischen Drohungen, die Zusagen des österreichischen Parlaments, den Ausgleich zu verabschieden, bezweifelt, Körber aber verlangt hatte, daß der Ausgleich im äußersten Falle auch mit Hilfe des § 14 durchgeführt werden könne, wozu Szell auf der parlamentarischen Erledigung bestand.

Herr v. Körber machte sich den Sommer über mit der Hoffnung schmeichelt, er werde das Parlament mit Hilfe der Ausgleichsvorlagen im Zaume halten können. Die Fertigstellung dieses unendlich komplizierten Werkes, das Ergebnis zahlloser hastiger Beratungen, sollte auf die Geister bannend wirken. Die Hoffnung war nun getrogen. Es be-

## Es lebe die Kunst!

Roman von Klara Viebig.

(13. Fortsetzung.) [Nachdruck verboten.]

VI.

Frau Kistemacher und Elisabeth Reinhartz begegneten sich auf der Treppe. Es war am frühen Nachmittag. Durch das geöffnete Flurfenster wehte eine verhältnismäßig reine Luft, die Luft des beginnenden Herbstes.

Ein Strom von Duft kam aus dem Körbchen, das Frau Kistemacher trug. Sie hatte Früchte geholt zum Einmachen und war sehr geschäftig, sehr in Eile.

„Du läßt Dich ja gar nicht mehr bei uns sehen!" rief sie. Und setzte in spitzem Tone hinzu: „Deine neuen Beziehungen nehmen Dich wohl ganz in Anspruch?"

„Ich war ja erst gestern bei Euch." Elisabeth sah sie erstaunt verdutzt an.

„So —? Ach richtig, zwei Minuten. Ich muß Dir sagen, liebe Elisabeth, mein Mann ist sehr gekränkt, und auch mit vollem Recht. Früher kamst Du und fragtest um jede Kleinigkeit; es sind noch kaum fünf Monate her, da trautest Du Dich nicht etwas einzureichen, ehe Hans sein Urteil darüber abgegeben hatte." Sie war ganz rot geworden und hatte Tränen in den Augen. „Wir meinen es immer gleich gut mit Dir, ich will auch gar nicht persönlich werden. Aber wir fanden Deine letzte Geschichte — mein Mann hat sich natürlich gleich die Nummer der Jugend gekauft — lange nicht so gut, wie Du früher schriebst. Du hattest besser gethan, sie Hans vorher zu zeigen."

Elisabeth hatte eine scharfe Erwiderung auf der Zunge. Gerade diese Arbeit war gut, sie fühlte das, und nun sollte sie hier von dieser kleinen Frau ihre Novelle heruntermachen lassen?. Empfindlich sagte sie: „Du sieht Ihr ziemlich vereinzelt mit Eurem Urteil da; sie sagen alle, daß die Novelle gut ist."

„Gott!" Frau Julie stellte das Körbchen auf die Stufen und schlug die Hände zusammen. „Daß Du das noch glaubst, was die Leute sagen! Ich habe Urteile hinter Deinem Rücken gehört — aber ich will Dich nicht ärgern. Wir haben all unsere Bekannten für Dich interessiert, nun kommt jeder und sagt mir seine Meinung. Ich fürchte, der Kreis, in dem Du Dich jetzt mit Vorliebe bewegst, hat keinen guten Einfluß auf Deine Schreiberei. Ich bin Deine aufrichtige Freundin und meine es wahrhaftig gut mit Dir und hätte es Dir längst sagen sollen!" Frau Kistemacher sprach nicht mehr gereizt, sondern im Ton wirklicher Bekümmernis. Sie stieß einen Seufzer aus: „Schade!"

Elisabeth stand betroffen — war das wahr, ließ sie denn nach? Ein glühendes Rot färbte ihre Wangen und ein Schreck durchfuhr sie.

„Sieh' mal," Frau Julie schlang den Arm um sie, „es ist wahrhaftig nicht gut, daß Du so viel mit diesen jungen Litteraten verkehrst. Die mögen ja sehr talentvoll sein, aber verrückt sind sie alle, das mußt Du doch sagen. Und so frei! Man hört genug, wie es da zugeht! Es ist mir schrecklich, daß Du dazwischen steckst; so allein, ohne jeden Schutz!"

„Ich brauche keinen Schutz," Elisabeth machte sich von dem sie umschlingenden Arm frei. „Du beleidigst meine Freunde!" Finster sah sie vor sich hin.

„Na, na, sei nur nicht gleich böse!" Frau Julie streichelte sie. „Die Leute reden Dir eben so viel vor, daß Du die Wahrheit gar nicht mehr vertragen kannst. Aber was sie wirklich denken, das sagt Dir keiner. Ich habe vorgestern die ganze Nacht nicht schlafen können, als ich Dich abends noch mit dem Heider fortgehen sah. Ich traue Dir freilich einen besseren Geschmack zu — so ein häßlicher Mensch! Und sonst soll er doch auch nichts haben. Aber was denken die Leute? Mit 'ner Schriftstellerin nimmt man's ja nicht so genau, das Extravagante liegt im Beruf, aber Du wirst Dich doch am Ende mal gut verheiraten wollen. Was nutzt Dir sonst die ganze Schreiberei?! Wenn Du mal gern zu einem Vergnügen gehen willst, sag's, mein Mann und ich gehen gern mit Dir. Wahrhaftig, Elisabeth" — sie sah das Mädchen an, wie ein Kind das Spielzeug, das man ihm entreißen will — „wir meinen es am besten mit Dir!"

„Das weiß ich." Elisabeth gab ihr hastig die Hand. Sie fühlte plötzlich eine quälende Verstimmung. Sollte Frau Kistemacher recht haben mit dem, was sie da im Ton aufrichtiger Teilnahme sagte? Nein, nein — Elisabeth wußte sicherlich — nichts als Eifersucht! Zum erstenmal hatte die sich gezeigt auf dem Fest bei Kroll, aber es war ja nur Liebe, wirkliche Freundschaft, die diese Eifersucht hervorrief; warum also die guten Menschen kränken?

Ihr Ton klang versöhnlich als sie sagte: „Soll ich morgen abend zu Euch kommen, paßt es — Du?" Das „Du" wollte immer noch schwer über ihre Lippen. Mit wem alles nannte sie sich nicht „Du"! Mit Leonore Marenholz, mit Alinde Rosen, mit der Starzynska; die hatte es ihr in dem letzten Moment jenes Sommerfestes bei Kroll enthusiastisch angetragen. Wenn das so weiter ging, hatte sie bald ein Dutzend Duzschwestern.

Frau Julie war vollständig versöhnt. Sie machte keine einzige Bemerkung, als das Mädchen auf ihre Frage: „Wohin gehst Du?" antwortete: „Heider will mir entgegenkommen, wir machen mit seinen Freunden eine Partie."

Langsam ging Elisabeth über die Straße. Die große Freudigkeit, mit der sie sich zu dem heutigen Ausflug gerüstet, war verschwunden. Sie hatte einen bitteren Geschmack auf der Zunge; immer noch hörte sie Frau Kistemachers etwas scharfes Organ.

War es denn wirklich so? Brauchte sie einen Schutz? Ihr Leben seit dem ersten Frühjahr schoß mit Blitzesschnelle an ihr vorüber. Da war ihr reger Verkehr im Mannhardtschen Hause — jetzt war Leonore ins Bad gereist, vergeblich hatte der Strohwitwer sie gebeten, ihn zuweilen in seiner Einsamkeit zu besuchen. Da waren die Besuche auf Redaktionen, dieses Warten in Vorzimmern. Da war eine Szene im dunklen Wagen in stürmischer Gewitternacht, die sich immer und immer noch nachts in ihre Träume mengte und sie ängstete. Da war vor allem unweilen ein Sichseinsamfühlen mitten unter vielen Menschen. Auch bei der Arbeit überkam sie's, dies Gefühl der großen Einsamkeit. Wie schön mußte es sein, wenn die quälenden Gedanken kamen, wenn das Ringen nach Gestaltung Seele und Nerven erschütterte, hingehen zu können und den